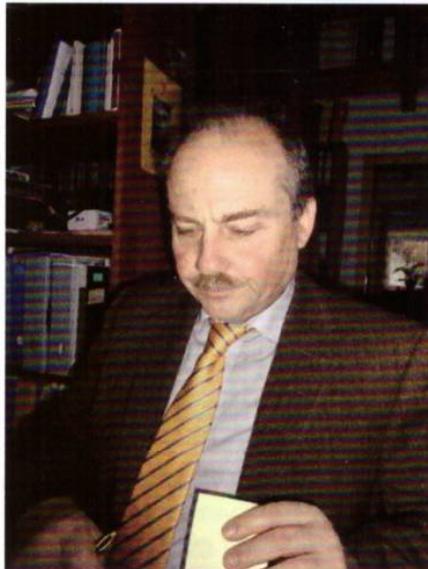


Viele Bausteine fehlen noch

Die „Donauschwaben-Zeitung“ sprach mit Prof. Dr. Rainer Bendel, dem Leiter des „Instituts für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa“

Vor knapp einem Jahr, genau gesagt im Juli 2015, übernahm Prof. Dr. Rainer Bendel von Monsignore Dr. Paul Mai den Vorsitz und damit auch die Verantwortung für das „Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte“. Mit dem Stabwechsel zog das Institut von Regensburg nach Rottenburg-Bad Niedernau und erhielt einen neuen Namen: „Institut für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa.“ Die „Donauschwaben-Zeitung“ sprach mit dem neuen Institutsleiter über die Aufgaben dieser Forschungseinrichtung.



Prof. Dr. Rainer Bendel: „Herr Gleich, Geschichte ist nie abgeschlossen.“

Herr Prof. Dr. Bendel, ein neuer Name und ein neuer Sitz für eine 65 Jahre alte Einrichtung. Reichen diese neuen Kleider schon aus für ein neues wissenschaftliches Konzept, das auch für die Zukunft trägt? Wurde die Kirchen- und Kulturgeschichte der Vertreibungsgebiete in den letzten siebzig Jahren nicht schon längst erschöpfend erforscht?

Herr Gleich, Geschichte ist nie abgeschlossen. Jede Generation geht mit neuen Erkenntnissen und neuen Fragen an die Quellen – und wir haben gerade in den letzten beiden Jahrzehnten ganz neue Zugangsmöglichkeiten zu den Quellen in unserem Bereich erhalten. Erlauben Sie mir, an dieser Stelle den Osteuropahistoriker Karl Schlögel zu zitieren: „Man muss Abschied nehmen von der Illusion, wir hätten längst den Überblick und wir hätten diese ganze Geschichte schon auf den Begriff gebracht.“

Damit forderte Schlögel einen europäischen Diskursraum, um sich die vielfach bereits verschwundenen Geschichten von Vertreibung, Vertreibung und Vertriebenen grenzüberschreitend und interdisziplinär wieder anzueignen, auch um damit die europäische Öffentlichkeit an einen der zentralen europäischen Identitätstopoi heranzuführen.

Worin sehen Sie hierbei die Topoi, etwa in der Geschichte der Vertriebenen?

Wenn wir uns mit der Kultur der Deutschen aus dem Osten und Südosten befassen, beschäftigen wir uns nicht nur mit der Kultur der Deutschen aus Böhmen, Mähren, der Slowakei, aus Pommern oder Schlesien oder aus Serbien und Rumänien, sondern mit der gesamtdeutschen Kultur, da diese regionalen Kulturen immer in wechselseitigem Austausch mit den kulturellen Entwicklungen in Deutschland standen, ja nicht selten sie angestoßen haben – und weil die Vertriebenen eben längst mit ihrem ‚kulturellen‘ Erbe Teil unserer Gesellschaft geworden sind – donauschwäbische Geschichte ist nicht nur eine Geschichte der Donauschwaben, sondern ein integraler Teil der Geschichte aller Deutschen.

Und worin genau sehen Sie jetzt ihre Möglichkeit tätig zu werden? Was kann „neu“ gemacht werden?

Die Beschäftigung mit der Kultur, Geschichte, der Religiosität der Deutschen aus dem Osten, der Vertreibung bedarf der Transformation, insofern wir mit Fragen der Mentalitäts- und Alltagsgeschichte etwa herangehen, insofern wir die Kooperation mit den Kolleginnen und Kollegen in unseren

Nachbarländern, die sich zunehmend und unvoreingenommener auch der Geschichte der Deutschen in diesen Regionen annehmen, intensivieren. Diese Beschäftigung braucht internationale und interdisziplinäre Vernetzung, nicht Eliminierung.

Warum nicht die Vergangenheit irgendwann auf sich beruhen lassen, oder im günstigsten Fall der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung überlassen?

Dafür sind zu viele Fragen offen und strittig. Wenn wir eine wirkliche Verständigung in Europa wollen und eine europäische Zivilgesellschaft, dann brauchen wir dringend den Diskurs auch über die schwierigen Phasen unserer Geschichte. Und dafür beschäftigen sich inzwischen zu viele aus der Enkelgeneration der Vertriebenen, und vor allem auch der in den Vertreibungsgebieten neu angesiedelten Bevölkerung mit neuem Interesse und oft großem Engagement mit der Geschichte vor 1945.

Die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung ist sicher ein wichtiger Schritt – gedacht als ein Zentrum, ein Leuchtturm – die sich mit der Vertreibungsphase vorrangig beschäftigt, sie braucht dezentrale Einrichtungen, die sich mit der Geschichte und Kultur der Vertriebenen auseinandersetzen.

Aber es ist doch Fakt, dass die Kultur der Vertriebenen 1945 endete – eben mit der Vertreibung? Rückt aber dadurch nicht der religiöse Aspekt der Identitätsstiftung in den Hintergrund und wird alleine durch strukturelle Veränderung begriffen?

Geschichte und Kultur der Vertriebenen meint die Geschichte des christlichen Lebens mit. Die Kultur der Deutschen aus dem Osten und Südosten ist ohne den Beitrag der Religionsgemeinschaften nicht zu denken. Und die Vertriebenenenseelsorge, in einem weiten Sinn verstanden – hat einen wichtigen Beitrag geleistet, das mentale und kul-

turelle Erbe pflegen und einbringen zu können. Wenn die Kultur der Vertriebenen wirklich 1945 an ihr Ende gekommen wäre, dürften wir nicht von einer Integration der Vertriebenen in unsere Gesellschaft sprechen, sondern allenfalls von einer Assimilation. Ich bin aber der Meinung, dass die Integration nicht so schlecht gelungen ist.

Aber Sie werden mir doch zustimmen, dass die Kultur der Vertriebenen 1945 endete – eben mit der Vertreibung?

Kultur der Vertriebenen in den Herkunftsregionen meint eine Kultur, die in Grenzregionen in engem Austausch stand mit kulturellen Entwicklungen in den Nachbarvölkern, in Kontakt oder Konflikt. Wir haben jedenfalls immer auch europäische Perspektiven mit einzubringen.

Die Kultur der Vertriebenen wurde auch nach der Vertreibung in verschiedenen Aspekten unterschiedlich intensiv, aber sie wurde weiter gepflegt. Und die Neusiedler in den Vertreibungsgebieten entdecken sie zunehmend und knüpfen eigenständig daran an; das sind lebendige Prozesse.

Das klingt ja alles schön und gut, aber wenn wir nicht einfach nur an der Oberfläche kratzen, sondern konkret werden wollen: Welche Aufgaben hat das von Ihnen geleitete Institut heute?

Herr Gleich, gestatten Sie mir bitte, dass ich dies in fünf Punkten zusammenfasse:

1. Dokumentation der religiösen Kultur in den Vertreibungsgebieten: Da sind manche Vorarbeiten geleistet; viele Bausteine fehlen noch, vor allem muss man trotz aller offenen Flanken zu wenigstens vorläufigen Gesamtbildern kommen.

2. Erforschung öffentlichkeitsrelevanter Themen aus der Integrationsphase: Beispiel: christliche Politiker aus den Reihen der Vertriebenen in Landtagen/Landesregierungen und im Bundestag/Bundesregierungen sowie deren Mitgestaltung grundlegender politischer Entscheidungen – das signifikanteste Beispiel ist hier die Sozialpolitik.



„Der größte Teil der Arbeit wurde bereits in den vergangenen Jahren ehrenamtlich geleistet...“

3. Wo haben Vertriebene aus ihrer Herkunft und ihren Erfahrungen in der Vertreibung spezifische aktuell relevante Kompetenzen erworben? Auch hier ein Beispiel: Europavorträge wurden gerade in kirchlichen Kreisen viel diskutiert, nicht nur weil man die Utopie vom christlichen Abendland, die angeblich im Mittelalter realisiert war, pflegte, sondern weil man nach politischen Ordnungsmodellen suchte, die die Nationalstaaten übersteigen.

4. Bürgergesellschaft: Das gilt ebenso für das Thema ‚Stärkung der Zivilgesellschaft‘. So ist der häufige Appell vertriebener Seelsorger und Politiker zu verstehen, aktiv die Prozesse mitzugestalten, sich in etablierten politischen Parteien zu engagieren, nicht sich abzusondern, damit die Interessen auch nachhaltig vertreten werden. Solche Haltung hat die Bürgergesellschaft gerettet und transformiert.

5. Eine europäische Öffentlichkeit schaffen, indem Länder übergreifende Themen aufgegriffen, Länder übergreifende Foren eingerichtet werden und multiethnische Zielvorstellungen/Ordnungsmodelle gezielt in ihren Chancen und Schwächen untersucht werden.

In die praktische wissenschaftliche Arbeit übertragen, was bedeutet dies?

Dies heißt

a) „Innere Koordination“ bereits bestehender kirchlicher Forschungseinrichtungen im Vertriebenenbereich, d.h. Methodenreflexion, Absprache und Anregung von Forschungsthemen.

b) „Äußere Kooperation“ mit wissenschaftlichen Instituten im In- und Ausland.

Wie sieht die Methodik für diese Arbeit aus? Anders gefragt: Wie lassen sich die von Ihnen angeführten Vorhaben realisieren?

1. Planung, Organisation und Durchführung von internationalen und interdisziplinären wissenschaftlichen Fachtagungen, wie etwa in 2016 in Kooperation mit polnischen, tschechischen und ukrainischen Kollegen zum Thema Christen unter totalitärer Herrschaft nach 1945.

2. Anregung und Betreuung von wissenschaftlichen Forschungsarbeiten, auch hier in internationaler und interdisziplinärer Kooperation. Die Anbindung an eine Universität ist auch unter dem Aspekt notwendig, um auf Nachwuchskräfte zu stoßen.

3. Internationale Kooperation bei Projektanträgen, für die Einwerbung von Drittmitteln, Stipendien, in der Betreuung von Dissertationen u.ä.

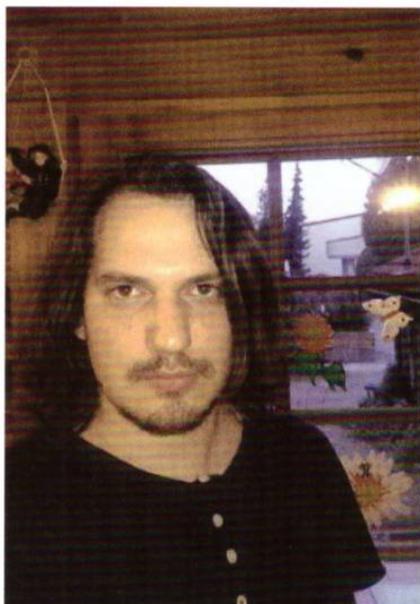
4. Redaktion der Periodika oder Koordination und Redaktion eines Sammel-Periodikums.

5. Breitenwirksame Öffentlichkeitsarbeit durch Exkursionen, Ausstellungen, Vortragsreihen, internationale Begegnungsforen in Kooperation mit anderen Einrichtungen.

6. Archivalien- und Quellensammlung und –erschließung.

Lassen Sie es mich auf den Punkt bringen, Herr Prof. Bendel: Die Arbeit des Instituts ist rückwärtsgewandt. Ihre Kritiker werden vorbringen, sie bewege sich irgendwo zwischen Historik und Traditionspflege, oder einem verstaubten Historizismus?

Herr Gleich, die Arbeit eines Historikers zielt immer erst einmal aufs Gestern – aber nicht als l'art pour



Frank Gleich: „Herr Professor Bendel, welchen Nutzen zieht die katholische Kirche heute aus der Arbeit des Instituts?“

l'art. „Richtig verstandene Traditionspflege gehört doch wohl mit zu den kulturellen Zukunftsinvestitionen. Ganz ohne organisatorische Vorsorge wird sie nirgendwo auskommen können... Darf es verwundern, dass bei uns z. B. die allgemeine Kenntnis der schlesischen Geschichte zurückgeht, wenn sie an den Universitäten nicht einmal den Status eines Orchideenfaches genießt? Wie soll das von allen Seiten gewünschte wissenschaftliche Gespräch mit den östlichen Nachbarn fortgeführt werden, wenn bald auf deutscher Seite die Gesprächspartner fehlen?“ Dies schrieb Norbert Conrads in Deutsche Geschichte im Osten Europas. Schlesien. Berlin 1994, S. 32.

Diese Feststellung gilt nicht nur für Schlesien, auch in den anderen Regionen und Ländern genügt nicht das Einfrieren des Wissens- und Erfahrungsschatzes der Erlebnisgeneration der Vertriebenen, sondern müssen Grundlagen bereitgestellt werden, damit auch künftige Generationen sich mit ihren Fragen und Horizonten der Geschichte zuwenden können.

Der Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge schrieb 2010 in seinem Vorwort für den Rückblick auf die Geschichte des Institutes: „Die Wertschätzung dieser Arbeit zeigt sich u.a. auch daran, dass die jährliche finanzielle

Unterstützung durch den Verband der Deutschen Diözesen trotz einschneidender Sparmaßnahmen in den letzten Jahren nicht gestrichen wurde.“

Der größte Teil der Arbeit wurde bereits in den vergangenen Jahren ehrenamtlich geleistet, Tagungen und Publikationen über Projektmittel finanziert. Um Projekte zu initiieren und Anträge stellen zu können, braucht es aber ein Mindestmaß an Struktur – und an diesem Punkt sind wir auf die Förderung angewiesen.

Herr Prof. Bendel, welchen Nutzen zieht die katholische Kirche heute, in der Gegenwart, angesichts ganz anderer konkreter – und zweifellos drängenderer – Fragestellungen und Herausforderungen, aus der Arbeit des „Instituts für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ost-, Mittel- und Südosteuropa“?

Die Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in den östlichen und südöstlichen Regionen Europas ist Erfahrungs- und Traditionsschatz für die gesamte Kirche in Deutschland - ostdeutsche Kirchengeschichte ist gemeinsame Kirchengeschichte - und bleibt eine Aufgabe für diese. Und mit der nötigen historischen Tiefenschärfung der Themen sind die Menschen aus den Herkunftsregionen der Vertriebenen kompetente und kontinuierliche Gesprächspartner und Brückenbauer in Ostmittel- und Südosteuropa, auch dann wenn der Dialogprozess mal zäher läuft oder gerade nicht Hochkonjunktur hat.

Herr Professor Bendel, erlauben Sie mir bitte zum Schluss den kurzen Schlenker: wirkt der neue Standort des Instituts – Rottenburg-Bad Niedernau, der durch seine Geschichte ja direkt mit den katholischen Donauschwaben und deren Heimat Wojwodina in Verbindung steht, befruchtend auf die Arbeit des Instituts? Welchen Stellenwert haben die Donauschwaben im Rahmen der ostdeutschen Kirchen- und Kulturgeschichte?

Bislang einen eher marginalen; das soll sich aber ändern. Wir planen nicht nur ein längerfristiges Projekt zur donauschwäbischen Kirchengeschichte,



„Der Stellenwert der Donauschwaben war bislang eher marginal...“

schichte, sondern wollen auch das Thema der diesjährigen Arbeitstagung im nächsten Jahr auf die Regionen im Südosten übertragen. In einer längerfristigen Perspektive soll in Niedernau eine Studien- und Begegnungsstätte mit Menschen aus ostmittel- und südosteuropäischen Ländern entstehen, ein „Europäisches Kulturforum“, eine Begegnungsstätte auch für Schüler und Studierende, eine gemeinsame Bibliothek der katholischen Vertriebenenorganisationen....- in ein derartiges Tableau fügt sich das Institut mit seinen Aufgaben und Anliegen gut ein.

Herr Prof. Dr. Bendel, ich danke Ihnen vielmals für dieses Interview.

Die Fragen stellte Frank Gleich für die „Donauschwaben-Zeitung“

Jubilare im Juni

Folgende Landsleute feiern im Juni Geburtstag: Georg Bernfanger in Pforzheim am 22.6.1932; Franz Kindler aus Homolitz in Pfungstadt am 28.6.1929; Josef Wissensz in Baiersdorf am 17.6.1932; Elisabeth Tomic geb. Kies in München am 21.6.1925 und Rudolf Martin aus Vinkovci in München am 24.6.1927. Ihnen wie auch allen nicht genannten Jubilarinnen und Jubilaren alles Gute, vor allem Gesundheit.

Der häufigste Fehler der Menschen ist, dass sie in den Wolken suchen, was zu ihren Füßen liegt.
Arthur Schopenhauer